

Eberhard Tiefensee

Wo eröffnet sich in Organisationen Transzendenz?

VON DER SUPERVISION ZUR PHILOSOPHIE

Ein „Blick über den Zaun“ soll dieser Programmpunkt sein, so der Titel in einem ursprünglichen Veranstaltungsentwurf. Diese Metapher ist wie geschaffen für eine philosophische Betrachtung. „Blick über den Zaun“ suggeriert ein Jenseits der Grenze, welche auch immer diese sein mag: die Grenze unserer Selbstverständlichkeiten, die Grenze unserer Erfahrung, die Grenze unserer Lebenswelt, die Grenze unseres Universums und seiner Geschichte, ein Blick über die Grenze überhaupt.

In den Kulturwissenschaften (zu denen die Philosophie und Theologie gehören) redet man etwa seit den 1980er-, verstärkt seit den 1990er-Jahren vom „spatial“ oder „topographic turn“. Wieder wird der Schwerpunkt auf eine bestimmte Dimension des Menschseins gelegt, von der aus alles andere betrachtet wird, aber diesmal nicht auf die Erkenntnis wie bei Descartes oder Kant und auch nicht auf die Sprache wie bei Wittgenstein. Sondern Ausgangserkenntnis ist, dass schon in der Sprache die Raumvorstellung vorherrscht, denn die meisten Wörter müssen deiktisch (zeigend) eingeführt werden, weshalb die Zeigewörter basal sind (hier, dort, hierhin, dorthin, dieser, jener etc., mein-dein, unser-euer etc.). Die meisten Präpositionen sind räumlich (auf, unter, vor etc.), das betrifft sogar unsere Zeitbegriffe: vorher, nachher etc. Offenbar vollzieht sich unsere gesamte Erkenntnis räumlich, wir haben sozusagen „cognitive maps“ (Erkenntnislandkarten) in uns und lieben deshalb auch grafische Darstellungen (s. u.). Wir nehmen verschiedene Perspektiven ein, d. h. sind in der Lage, unsere Aufmerksamkeit gezielt auf bestimmte Aspekte zu richten und andere auszublenden.

Wie also Erkenntnis und Sprache, so prägt die Raumvorstellung so gut wie alle Bereiche des Menschseins: „Auf der Grundlage ihrer Kenntnisse über den Raum bauen die Menschen andere, komplexere und

abstraktere Repräsentationen auf – Repräsentationen von Zeit, Zahlen, musikalische Tonhöhen[1], Verwandtschaftsbeziehungen, Ethik und Gefühlen; sie alle hängen nachgewiesenermaßen von unseren räumlichen Vorstellungen ab“, schreibt Lera Boroditsky, Assistenzprofessorin für Psychologie, Neurowissenschaften und Symbolsysteme an der Stanford University (2010).

So gesehen fällt dann zunächst auf, dass mit „über den Zaun“ und dem „Jenseits der Grenze“ eine Raum-

»Wie also Erkenntnis und Sprache, so prägt die Raumvorstellung so gut wie alle Bereiche des Menschseins ...

metaphorik bemüht wird, die auch im Wort „Supervision“ zu finden ist: Auch wenn heute eher die Beratungsfunktion im Vordergrund steht, meinte „Supervision“ zunächst ganz technisch-administrativ eine Führungsfunktion, eine übergeordnete Instanz, welche die Aufgabenerfüllung der unterstellten Mitarbeiter garantiert (vgl. Schreyögg 2004, 18). Das entspricht der lateinischen Herkunft des Begriffs „supervidere“: „den Überblick, die Übersicht haben“, was letztlich einen höheren oder irgendwie anders distanzierteren Standpunkt erforderlich macht: eine Oben-unten-Ordnung, fraglos eine Raummetaphorik. „Supervisor“ ist in einer anderen, der griechischen Sprache, der „Episkopus“, der Aufseher – von dort kommt unser deutsches Wort „Bischof“. Ähnliches meint in der evangelischen Kirche der Titel des „Superintendenten“, „der, welcher die Aufsicht hat“ (ein Bischofsamt gab es bis zum Ende des Ersten Weltkrieges im heutigen Sinne nicht, immer war das der Landesherr).

Wenn wir in der Raummetaphorik bleiben, dann ist von der Supervision ein Überschreiten gefordert, lateinisch gesprochen: ein Transzendieren. Damit wäre ei-

Vortrag auf der 12. Fachtagung der Konferenz der Diözesanverantwortlichen für Supervision in den deutschsprachigen Bistümern in Kooperation mit der Deutschen Gesellschaft für Pastoralpsychologie e. V. (DGPP) und der Deutschen Gesellschaft für Supervision e. V. (DGSV) „Supervision in kirchlichen Feldern“: „Supervision trifft Organisation. Szenen eines neuen Verhältnisses“ – 21. Februar 2013, Magdeburg, Roncalli-Haus

Prof. Dr. Eberhard Tiefensee
 Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Erfurt –
 Lehrstuhl für Philosophie
www.uni-erfurt.de/tiefensee



gentlich schon die Frage im Vortragstitel beantwortet: „Wo eröffnet sich in Organisationen Transzendenz?“
 Antwort: „Wenn es zur Supervision kommt.“

Denn diese setzt *volens* eine Dynamik in Gang. Das Schema

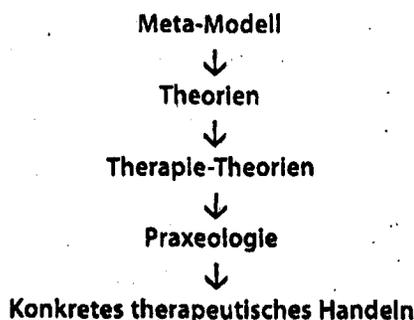


lässt sich beliebig verlängern, wenn der Supervisor seinerseits zum Supervisanden eines weiteren Supervisors wird usw. Man fühlt sich an ein bekanntes Gedicht von Christian Morgenstern erinnert: *„Ein Hase sitzt auf einer Wiese / des Glaubens, niemand sähe diese. / Doch im Besitze eines Zeißes, / betrachtet voll gehaltenen Fleißes / vom vis-a-vis gelegnen Berg / ein Mensch den kleinen Löffelzweg. / Ihn aber blickt hinwiederum / ein Gott von fern an, mild und stumm.“* Das trifft auf die Supervision selbstverständlich so nicht zu, da dem Supervisanden nicht unbekannt bleibt, dass er Gegenstand einer Supervision ist, und es sich außerdem nicht um bloße Betrachtung handelt, im Gegenteil: Es wird kräftig kommuniziert. Auch erinnert das Schema an für heutige problematische mittelalterliche Hierarchien: „Kaiser–König–Edelmann–Bürger–Bauer–Bettelmann“, wobei die oberste Instanz letztlich von „Gottes Gnaden“ zu agieren meinte.

Trotzdem ist es nicht unangemessen, die Suche nach Transzendenz in Organisationen hier zu beginnen: Wenn eine Organisation, die ja nicht als solche Handlungssubjekt ist, sondern aus Menschen, den eigentlichen Handlungssubjekten, besteht, aus welchen Gründen auch immer ins Fragen kommt und sich irgendwie neu zu begreifen sucht, indem sie beispielsweise Effi-

zienverluste, Konfliktfelder aufspüren oder Leitbilder formulieren will, dann gerät sie in diese Transzendenz-Bewegung, von der sich fragen lässt, wo sie wohl zum Stillstand kommt: Wer hat die „letzte“ Supervision, den Gesamtüberblick – oder geht das unendlich weiter (der berüchtigte *regressus in infinitum*, vor dem z. B. Thomas von Aquin immer gewarnt hat)?

Verlassen wir aber dieses simple Beispiel einer Eröffnung von Transzendenz durch eine Hierarchie von Supervisoren. Supervision ist nämlich als solche schon etwas, was unsere Vernunft auch außerhalb der üblichen Felder von Supervision ständig betreibt: Vernunft ist u. a. der Versuch, die Übersicht zu erlangen. Daraus ergibt sich aber ein neues Schema von „Übersicht“. Ansatzpunkt ist die „Gegenstandsbreite von Supervision“, die „eine Theorie- und Methodenvielfalt notwendig macht“, was wiederum die Frage stellt, wie nun mit dieser umzugehen sei (Schreyögg 2004, 62). Daraus ergibt sich eine neue Dynamik, welche für die Psychotherapie in folgendes Schema gebracht werden kann (vgl. ebd., 66 – das Modell stammt von dem Schweizer Pädagogen und Schulpsychologen Walter Herzog):



Liest man das Schema von unten nach oben (vgl. ebd., 68), so lässt sich die transzendierende Dynamik deutlich erkennen und das Schema auch auf Supervisionstätigkeiten erweitern, die außerhalb des engen psychothera-

peutischen Kontexts stattfinden: Wer konkret als Supervisor handeln will (unterste Ebene), benötigt dafür ein bestimmtes Methodenarsenal (praxeologische Ebene). Angesichts der Methodenvielfalt braucht es aber reflektierte Kenntnisse über die theoretischen Ansätze, die hinter diesen Methoden stehen, und über die Ziele, welche dabei jeweils verfolgt werden (Ebene der auf die Supervisionspraxis bezogenen Theorien). Da es aber auch eine Pluralität der Theorien gibt, muss erneut eine reflektierte Orientierung in diesem Feld gesucht werden (Theorie-Ebene), und zwangsläufig treibt diese Überlegung in ein noch weiteres Feld, in dem sich nun Fragen nach den letzten Zielen des Gan-

»Unser Fragen setzt eine transzendierende Bewegung in Gang, die schwer zu stoppen ist. Wir Menschen haben ... eine „Naturanlage zur Metaphysik“: Gesucht wird deshalb immer eine letzte Instanz.

zen stellen: Hier spätestens geht es nicht mehr um bloße Supervision im üblichen Verständnis, sondern um die Fragen, die Immanuel Kant so auf den Punkt gebracht hat: „Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Was ist der Mensch?“ Also um Fragen unserer Erkenntnisfähigkeit, um ethische und religiöse Fragen und zentral um die Frage, wer oder was wir als Menschen eigentlich sind, sein wollen und sein sollen.

Geht es auf der unteren, der Handlungsebene noch relativ hemdsärmelig zur Sache, wird es nach oben immer fraglicher, immer weniger selbstverständlich. Aber ohne diese Meta-Ebene bliebe das ganze Unternehmen der Supervision und letztlich auch das Handeln sowohl des Supervisors und dann auch das der entsprechenden Organisation eindimensional. Es bestände nämlich die Gefahr, dass unbesonnen und damit im wahrsten Sinne des Wortes besinnungslos Ziele verfolgt werden, die sich dann als letztlich unmenschlich erweisen, weil sie eben innerhalb eines Zaunes bleiben, den die Handelnden möglicherweise nicht einmal sehen. Auf das Thema einer solchen „Grenze“ wird zurückzukommen sein.

Philosophie ist bekanntlich durch eine ihrer Gründergestalten, nämlich Sokrates, so eingeführt worden, dass sie das Selbstverständliche hinterfragt mit der möglichen Folge, dass man am Ende nur weiß, dass

man nicht weiß, und sich nebenbei so unbeliebt macht, dass die Allgemeinheit den lästigen Fragenden eliminiert. Sokrates bekam den Schierlingsbecher zu trinken (hoffentlich kein Menetekel für Supervisoren). Das philosophische Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten bewegt sich eben nicht einlinig in einer bestimmten Dimension, wie wenn beispielsweise Physiker die Ursachenkette abschreiten und am Ende beim Urknall ankommen. Das wird in der Regel von der Allgemeinheit noch akzeptiert. Sondern es geht um diese kleine Vorsilbe „meta“, welche im oben genannten Schema der Ebenen „am Ende“ oder „am Anfang“ steht (je nachdem, wie herum man es liest: der Frageordnung nach von unten nach oben oder der Sachordnung nach von oben nach unten): Mit dieser Vorsilbe versah Andronikus von Rhodos, als er die Schriften des Aristoteles ordnete, diejenigen Werke, die sich mit der von Aristoteles so genannten ersten Wissenschaft beschäftigten: TA META TA PHYSIKA – die Werke, die nach den Werken zu Fragen der Natur (physis) zu stehen kamen. Das ist nicht nur eine bibliografische Einteilung, wie wir sie vornehmen, wenn wir die Bücher in unseren Regalen ordnen, sondern eine sachgemäße: Gesucht wird eine Grund-Wissenschaft, welche dann Metaphysik heißen wird, also etwas in Angriff nimmt, was nicht im Bereich unserer Sinneserfahrungen liegt, sondern sich auf das richtet, was diese Erfahrung und ihre Objekte begründet. Diese Wissenschaft hat dann im Laufe der Geistesgeschichte verschiedene Formen angenommen: Sie wurde z. B. Ontologie als Lehre vom Sein überhaupt (Christian Wolff), Transzendentalphilosophie in erkenntnistheoretischer Perspektive (Immanuel Kant), Hermeneutik als Lehre vom Verstehen (Friedrich Schleiermacher), Sprachanalyse (Ludwig Wittgenstein) etc.

Immer ist sie ein Fragen nach letzten oder ersten Prinzipien, immer sucht sie eine Gesamtübersicht, also das allgemeine, große Ganze, immer strebt sie nach dem Höchsten, der Grenze aller Grenzen für unser Erkennen und Tun. Der Philosoph Karl Jaspers hat diesem Unternehmen im Wesentlichen drei Funktionen zugeordnet: Existenzerhellung, Weltorientierung und Transzendenz. Es sind die Fragen nach dem Subjekt: Wer bin ich – oder auf die kollektive Ebene gehoben: Wer sind wir? Die Fragen nach dem Kontext, in dem wir agieren: Wo ist mein/unser Ort in dem kleinen und großen Ganzen? Und zwangsläufig öffnet sich dieses Fragen auf ein Drittes hin, jenseits von Selbst und Welt: ein Absolutes, das wir Christen Gott nennen.

Jaspers war kein bekennender Christ, aber Transzendenz öffnet sich für ihn zwangsläufig. Unser Fragen setzt eine transzendierende Bewegung in Gang, die schwer zu stoppen ist. Wir Menschen haben, um noch einmal Kant zu zitieren, eine „Naturanlage zur Metaphysik“ (*Kritik der reinen Vernunft*, B 22): Gesucht wird deshalb immer eine letzte Instanz, z. B. ein Allumfassendes, von dem her sich das Ganze in den Griff bringen, also begreifen lässt. Anselm von Canterbury leitet im frühen Mittelalter daraus seinen Gottesbegriff ab (von dem er meint, dass ihn sogar die Gottesleugner zunächst teilen würden, denn schließlich müssten sie bestimmen können, was sie eigentlich ablehnen): Gott ist „das, umfassender als welches nichts zu denken möglich ist“ (aliquid [id], quo maior nihil cogitari potest). So gesehen ist also Supervision ein Anfang, der – wenn man ihn nicht willkürlich abbricht – letztlich bei der Frage nach einem Absolutum, in der Frage nach Gott endet.

Natürlich läuft die Vernunft dabei dem Leben in gewisser Weise immer hinterher, wie das „meta“ deutlich macht. Hegel bringt dafür das Bild der Eule (sozusagen das Wappentier der Philosophie, weil es Symbol für die Göttin Athene, der Stadtgottheit der Hauptstadt der Philosophie Athen war). Diese beginnt ihren Flug erst, wenn der Tag sich schon geneigt hat, und versucht im Nach-Fragen und Nach-Denken beides zu erreichen: Weltorientierung und Handlungsanleitung. Das produziert oft dämmerig-graue Theorie. Hegel und auch der auf seinen Spuren wandelnde Marxismus-Leninismus waren aber noch der optimistischen Ansicht, dass am Ende ein geschlossenes, architektonisch gut gegliedertes System stehen wird, in dem alles theoretisch und praktisch seinen Platz hat. Unsere Vernunft ist nämlich architektonisch (um noch einmal Kant zu zitieren): Letztlich muss sich alles logisch aus dem anderen ergeben, sonst halten wir es nicht für vernünftig.

In dieser Hinsicht sind wir jedoch heute erheblich bescheidener geworden. Es reicht uns schon, wenn wenigstens eine gewisse Systematik hergestellt ist. Ansonsten sollte ein beengter Blick sich öffnen und die Fragen tiefer und gründlicher werden, selbst wenn das am Ende weniger Gewissheit und vorsichtigeres Agieren bedeutet: Je mehr wir nachdenken, desto weniger trittsicher werden wir nämlich oft. Martin Buber meint in diesem Zusammenhang, wir fänden uns mit einem Mal „wie auf freiem Feld“ und hätten „zuweilen nicht einmal vier Pflöcke, ein Zelt aufzuschlagen“

(Anzenbacher 1981, 15) – von einem festen Haus ist hier schon gar nicht mehr die Rede.

SCHRANKEN UND GRENZEN

Transzendieren impliziert die Fähigkeit, Grenzen zu überschreiten, was voraussetzt, dass sie überhaupt wahrgenommen werden. Platons bekanntes Höhlengleichnis macht diesen schwierigen Vorgang plastisch: Wir als die in einer Höhle Gefesselten und auf die gegenüberliegende Wand ihrer sinnlichen Wahrnehmungen und das alltägliche Geschäft Fixierten müssen uns umwenden und den schwierigen Aufstieg aus dem Dunkel zum Licht in Angriff nehmen. Dabei muss Platon gleich korrigiert werden: Wir sind ja nicht nur Zuschauer des Szenariums, das da auf der Höhlenwand vor uns wie ein Film abläuft, sondern Mitspieler und Teilnehmer. Dass sich das Szenarium in seiner ganzen Buntheit und inneren Logik aber erst als ein solches Szenarium zeigt, erfordert die Fähigkeit, sich in bestimmter Weise davon zu distanzieren und damit sozusagen in ein Jenseits dieses Szenariums einzutreten.

Hier hilft wieder unsere Raummetaphorik weiter: Die Philosophie unterscheidet Grenzen und Schranken, worauf besonders Immanuel Kant in seinen vernunftkritischen Schriften aufmerksam gemacht hat und was von Hegel weiterdiskutiert wurde. Es dürfte den Rahmen dieses Vortrags sprengen, den Verästelungen dieses Diskurses nachzugehen. Alltagssprachlich-intuitiv verbinden wir mit „Beschränkung“ ein Defizit *in einem bestimmten Bereich*, das durch Überwindung der jeweiligen Barriere ausgeglichen wird, so dass der Bereich erweitert werden kann – z. B. wird eine beschränkte Sehfähigkeit durch Sehhilfen wie Brillen, Mikroskope, Fernrohre etc. erweitert. Grenze dagegen wäre im Unterschied zur Schranke als etwas zunächst Prinzipiell-Überwindbares zu begreifen. Beispielsweise richtet sich Sehen immer auf irgendwie Sichtbares; somit ist die Sehfähigkeit in Grenzen eingeschlossen, weil das „Unsichtbare“ nur durch völlig andere Fähigkeiten erschlossen werden kann: Töne durch Hören, Gerüche durch Riechen. Keine irgendwie denkbare „Entschränkung“ des Sehsinnes ermöglicht einen Vorstoß in diese neuen Dimensionen der Wirklichkeit; es sind andere davon differierende Sinnesvermögen notwendig. Wie aber wäre ein „Wissen“ um die Grenze jener Sehfähigkeit und damit um ein Jenseits des zugeordneten Bereichs möglich, wenn man vielleicht nicht über Hör- und Geruchssinn verfügt? Wo eröffnet sich hier Transzendenz?

Das Gesagte gilt dann auch für die Sinneserfahrung überhaupt – und infolgedessen z. B. für den gesamten naturwissenschaftlichen Zugang zur Welt: Schranken können hier ständig fallen, aber es bleibt eine prinzipielle Grenze, auf die Wittgenstein hinzuweisen versucht, wenn er sagt, dass „unsere[r] Lebensprobleme“ durch die naturwissenschaftlich-technische Betrachtung „noch gar nicht berührt sind“ (1990, 85 [6.52]).

Hat man sich einmal dieserart terminologisch verständigt (was natürlich ein anderes Verständnis der fraglichen Begriffe nicht ausschließt), wird die Aussage hoffentlich plausibel, dass es nicht ausreicht, Schranken zu überwinden, man bliebe dann immer noch begrenzt. Geografisch gesehen, können hinderliche Bahn-, Zoll- und andere *Schranken* fallen. Um aber die zweifellos begrenzten, in Quadratkilometern präzise messbare Erdoberfläche zu verlassen, hilft keine Aufhebung von Beschränkungen, sondern nur die Bewegung in eine neue Dimension hinein – und das erfordert eine alternative Fähigkeit (z. B. die der Raumfahrt). Auf die Supervision angewandt: Ihr Ziel kann zunächst einmal sein, dass bestimmte Blockaden beseitigt und somit Beschränkungen aufgehoben werden, aber dabei bliebe die Bemühung immer noch im Rahmen dessen, was diesem speziellen Bereich vorgegeben ist.

Nun sind wir aber als Menschen Vernunftwesen, zu denen es maßgeblich gehört, die Begrenztheit solcher Bereichslogiken zu erkennen und ihre Überwindung zu erstreben, gilt doch sprichwörtlich: „Kein Hund will fliegen.“ Wir Menschen stellen im Unterschied zu allen uns sonst bekannten Lebewesen z. B. die Frage, was „das Ganze denn überhaupt soll“ und ob es nicht „im Grunde“ ganz anders zugehen müsste, geben uns – zumindest hier und da – nicht damit zufrieden, alle Schranken immer weiter hinauszuschieben und so das gesamte Potenzial innerhalb eines bestimmten Bereichs zu mobilisieren, sondern wir streben danach – wie gesagt: zumindest hier und da –, aus diesem Bereich selbst auszubrechen.

Wann aber geschieht das? Aus welchem Anlass eröffnet sich in dieser Hinsicht Transzendenz?

HORIZONTVERÄNDERNDE ERFAHRUNGEN: WIE SIE SICH DARSTELLEN UND WODURCH SIE AUSGELÖST WERDEN

Grenzen zu überwinden ist offensichtlich ein erheblich schwierigeres Geschäft als die Beseitigung von Schranken (so schwer Letzteres z. B. auch ist, wenn man Elektronenmikroskope oder Radioteleskope von gigantischem Ausmaß bauen muss, um die Beschränkungen unserer Sinnesorgane zu überwinden). Trotzdem ist es aber möglich, nämlich durch „horizontverändernde Erfahrungen“ (Richard Schaeffler 1995, 198).

Gewöhnlich dienen uns Erfahrungen zur Horizont-erweiterung. Seit Aristoteles ist bekannt, dass wir als Vernunftwesen bei Erfahrungen nicht nur passiv sind, sondern immer aktiv mit unserem Verstand beteiligt. Was uns begegnet, wird in Denkschemata eingeordnet und kann dann auch in Sprache gefasst werden. Die neuzeitliche Philosophie mindestens bis Kant ging noch von festen Verstandeskategorien aus, aber schon seit Hegel und noch mehr in der Moderne und Postmoderne ist uns klar geworden, dass es dafür nicht ein Denkschema schlechthin gibt, sondern sozusagen verschiedene Formen von Vernunft, die veränderlich sind und deshalb geschichtlich und kulturell bedingt: Die empirische Vernunft erfasst die Fakten, und wir sagen dann, wie es ist und wie sich das erklären lässt – und schon das kann sehr verschiedene Formen annehmen, wenn man abwechselnd einen Physiker oder einen Ökonomen oder einen Historiker befragt (vom Unterschied Frauen und Männer mal ganz abgesehen). Die ethische Vernunft dagegen sieht Normen und Ideale, und wir konstatieren dann nicht, wie es ist, sondern sagen in normativer Sprache, wie es sein soll oder wie es nicht sein darf. Es gibt eine ästhetische Vernunft, eine religiöse ... Die Reihe lässt sich fortsetzen. So kann das, was uns begegnet, in sehr verschiedene Welten eingeordnet werden. Die Welt sieht für ein bischöfliches Ordinariat anders aus als für eine Universitätsfakultät oder ein katholisches Krankenhaus etc., sie sieht anders aus, wenn man auf dem Weg zur Arbeit oder in den Urlaub ist, anders, wenn man am Schreibtisch sitzt oder in einer Konferenz oder in einem Restaurant. Kommt etwas Neues auf uns zu – und das geschieht ja ununterbrochen, sobald wir die Augen aufschlagen –, dann ordnen wir es ein, wir erweitern unseren Horizont. In der Regel ändert das an unseren Denkschemata nichts. Dass wir zwischen verschiedenen Schemata ständig wechseln, machen wir uns in der Regel nicht bewusst.

Horizontverändernde Erfahrungen dagegen wirken auf unsere Lebenswelt als solche zurück: Wir schieben hierbei nicht nur unsere Wahrnehmungs- und Tätigkeitsschranken weiter hinaus, sondern wir erfahren, dass wir an eine Grenze gekommen sind und nun umdenken müssen. Solche Erfahrungen sind dadurch gekennzeichnet, dass das bisherige Kategorienschema gesprengt wird – ganz im Sinne des biblischen „Metanoiete! – Denkt um! Denkt neu!“ (Mk 1,15) Naturwissenschaftler entdecken die Ethik, Ökonomen die mitmenschliche Verantwortung, Deterministen den Zufall, von dem ein Sprichwort sagt, dass „hinter ihm Gott lächelt“, oder sie entdecken die Freiheit – also etwas, das in den bisherigen Schemata keinen Platz hatte und in diese auch nur um den Preis seiner Fehl- und Missdeutung eingeordnet werden kann. Es ist ja ein typischer Kategorienfehler, Mitmenschlichkeit nur nach ökonomischen Parametern zu beurteilen, Freiheit auf Hirnströme zu reduzieren oder Religion nur nach ethischem oder gesellschaftlichem Nutzen zu bewerten.

Ein Anzeichen für diese horizontverändernden Erfahrungen ist eine mehr oder minder lang anhaltende Sprachlosigkeit, vielleicht sogar Orientierungslosigkeit. (Ich erinnere mich hier gern an die Verblüffung am 9. November 1989: „Wahnsinn“ war der allgegenwärtige Ruf – ein Zeichen, dass den Beteiligten die Worte ausgegangen waren.) Ich verstehe selbst nicht mehr, wie ich damals dachte. Ein Zurück in vorherige Denkmuster erscheint unangemessen. Irgendwie bin ich einen Schritt weiter gekommen, wenn auch unsicherer als früher. Um Paulus zu zitieren: „Ich bildete mir nicht ein, dass ich es schon ergriffen hätte. Eines aber tue ich: Ich vergesse, was hinter mir liegt, und strecke mich nach dem aus, was vor mir ist.“ (Phil 3,13)

Horizontverändernde Erfahrungen haben also immer eine Gerichts- und eine Befreiungskomponente. Diese Erfahrung eines Bruches oder einer Differenz – die es nicht mehr möglich macht, die Dinge zur Synthese zu bringen – ist destrukturierend, hat aber auch Verweisungscharakter: Es erscheint ein (noch) unbestimmbar Anderes, Neues, die *veritas semper maior* – die immer größere Wahrheit. Sie lässt sich nicht in die nun als begrenzt erkannten Wahrnehmungs- und Denkschemata pressen, auch wenn die Versuchung dazu besteht. Letztlich weisen Erfahrungen dieser Art wieder auf „das, umfassender als welches nichts zu denken möglich ist“ (*aliquid [id.], quo maior nihil cogitari potest*), um erneut an Anselm von Canterburys Gottesbegriff zu erinnern.

Was ich hier philosophisch angedeutet habe, kann man auch in andere Denkschemata übersetzen, um es fasslich zu machen. Die Wissenssoziologie kennt dafür seit Thomas S. Kuhn den Begriff des „Paradigmenwechsels“, wenn die alten Modelle nicht mehr funktionieren. Meist – so stellte er fest – versuchte selbst eine streng empirische Wissenschaft wie die Physik es zunächst mit Ignoranz („das kann es ja nicht geben“), dann mit Ausnahmen (die angeblich die Regel bestätigen), mit

»Es ist ja ein typischer Kategorienfehler, Mitmenschlichkeit nur nach ökonomischen Parametern zu beurteilen, Freiheit auf Hirnströme zu reduzieren oder Religion nur nach ethischem oder gesellschaftlichem Nutzen zu bewerten.

immer komplexeren Zusatzannahmen, bis man feststellte, dass man gründlich umdenken musste: Beispiel kopernikanisches Weltbild oder Quantenphysik. Die Kognitionspsychologie redet von der „Erweiterung des Repertoires an kognitiven Mustern“ (was nach Schreyögg 2004, 75 eine wichtige Funktion der Supervision überhaupt ist), das wir in unserer Sozialisation erworben haben, oder mit dem Entwicklungspsychologen Jean Piaget wird von einem Übergang von der ins Übliche einordnenden „Assimilation“ nun zur „Akkommodation“ in einem „Äquilibrierungsprozess“ (vgl. ebd.) gesprochen. In der Wahrheitstheorie könnte man mit Otto Friedrich Bollnow zwischen „richtig“ und „wahr“ unterscheiden: „Richtig“ ist eine Antwort, die ins vorgegebene Schema passt, deshalb muss sie aber noch nicht wahr, d. h. der Sache wirklich angemessen sein.

Um die Grenzen der bisherigen Schemata als solche zu erkennen und sie sprengen zu lassen, braucht es eine Achtsamkeit auf diese Unterbrechung des Gewohnten, welche eine Gegenwart „dahinter“ oder „dazwischen“ verbirgt und zugleich offenbart. Und es braucht den Mut, eine Krise zuzulassen und auszuhalten. Also nicht die gesetzmäßige Kontinuität, nicht der prognostizierte Fortschritt, sondern die Brüche und Differenzen offenbaren die Grenzen und reißen neue Horizonte auf. Sie sind es, welche uns auf den Weg bringen und die vom Schöpfer in uns eingepflanzte Unruhe wachhalten: „Du hast uns auf Dich hin geschaffen, o Gott, und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in Dir“, sagt bekanntlich Augustinus.

Sinn-Suche

Viele Menschen glauben, sie müssten den Sinn des Lebens finden. Das ist ein Irrtum. Der Sinn des Lebens fällt einem nicht in den Schoß. Vielmehr muss man ihn selber entwickeln.

aus: Geo Wissen 53 (2014): Was gibt dem Leben Sinn, S. 63

VERTIEFUNG: DIE UNÜBERWINDLICHE DIFFERENZ VON SEIN UND SOLLEN

Eröffnung von Transzendenz hat also etwas Verwirrendes und zugleich Befreiendes. Jedoch kann die daraus resultierende Ambivalenz nicht zu einem Dauerzustand werden, weil er uns zu überfordern scheint. Unsere „architektonische“ Vernunft will Einheit: Sie will die Dinge begreifen und einordnen. Was konsistent ist, halten wir für vernünftig, nicht aber, wenn eins nicht zum anderen passen will. Das erscheint uns irrational. Unterbrechungen und sich öffnende Differenzen halten wir eben nur bedingt und zeitweilig aus oder um es (mit einem Gedanken Emmanuel Levinas') sarkastischer auszudrücken: Unsere Vernunft will sich möglichst rasch wieder beruhigt schlafen legen: „Was war das?“ „Ach so! Jetzt habe ich es begriffen! Alles wieder in (der) Ordnung!“

Hier stoßen wir aber erneut an eine prinzipielle Grenze. Es ist Immanuel Kant, der Philosoph der Aufklärung, dem wir die gut begründete Erkenntnis verdanken, dass mindestens zwei Vernunftarten schwerlich zu vereinigen sind, jede für sich allein aber an ihre Grenze kommt. Es handelt sich um den Widerspruch zwischen theoretischer und praktischer Vernunft oder, um es in unsere Lebenswirklichkeit zu übersetzen, um den Widerspruch zwischen realisiertem und sittlichem Verhalten. Wir leben einerseits in der Welt der physikalischen, ökonomischen und soziologischen Gesetze, die für Kant das Reich der Natur bilden, und andererseits in der Welt der (sittlichen) Zwecke oder Ziele, die Gegenstand von Moral und Sitte ist und bei Kant Reich der Freiheit heißt. Die eine Welt, in der wir leibhaftig agieren, ist die der brutalen Fakten; die andere, in der unser Wille agiert, die Welt der Normen und Ideale. Wir sind hier mit zwei Unbedingtheiten konfrontiert: erstens mit der Unbedingtheit der Naturgesetze, die sind, wie sie sind. Sie sind nicht bereit, sich

irgendeinem menschlichen Sollen zu beugen. Zweitens mit der Unbedingtheit, mit der sich das Gewissen geltend macht – und mit dem Gewissen ist bekanntlich auch nicht zu diskutieren. Man kann nur versuchen, es zum Schweigen zu bringen. Beide Welten erweisen sich aber zumeist als nicht kompatibel. Wenn ich aus meinem Leben etwas machen will, lautet doch immer wieder die quälende Frage: Verhalte ich mich nun realistisch oder moralisch? Folge ich zum Beispiel der ökonomischen Vernunft oder folge ich meinem Gewissen? Nur selten passt beides zusammen.

Das aber gilt nicht nur für das individuelle Vernunftwesen, sondern auch für alles, was wir Menschen in Gemeinschaft unternehmen: Ein katholisches Krankenhaus gerät eben immer wieder in die Spannung zwischen ökonomischer Anforderung und moralischem Anspruch. Susan Neiman vertritt in einer Untersuchung mit dem Titel *DAS BÖSE DENKEN. EINE ANDERE GESCHICHTE DER PHILOSOPHIE* die These, dass wir zumindest seit Beginn der Neuzeit mit dem Problem befasst sind, dass die Welt nicht so ist, wie sie sein soll – es dürfte sicher sein, dass uns das Problem aber seit Beginn der Menschheit malträtiert. „Ist die Welt nicht so, wie sie sein sollte, beginnen wir, nach dem Warum zu fragen. [...] Wir pflegen aufgrund der Voraussetzung zu handeln, dass das Wahre und Gute, womöglich auch das Schöne, zusammenfallen. Wo das nicht der Fall ist, suchen wir Erklärungen. Kein schöpferisches Unternehmen, das nicht dem Drang folgte, *Sein* und *Sollen* zu vereinen. Wer sie zusammenzwingt, richtet für gewöhnlich mehr Schaden an, als er hatte verhindern wollen. Wer es jedoch gar nicht erst versucht, der tut gar nichts.“ (2006, 468)

Kant konnte zeigen, dass es sich hierbei um einen Antagonismus, d.h. einen unüberwindlichen Widerspruch handelt. Wer eingreift, macht sich notwendigerweise die Hände schmutzig, was moralisch unakzeptabel

bel ist. Wer aber die Hände sauber behalten will, muss tatenlos zuschauen, wie sich die Dinge ihren jeweiligen Gesetzen gemäß entwickeln, auch das ist nicht moralisch: Er macht sich der Unterlassung schuldig. Was aber ist dann vernünftig zu raten? Man kann sich mit diesem Faktum abfinden oder gar anfreunden, um glücklich leben zu können, allerdings verlangt das Gewissen eben oft anderes, spätestens dann, wenn der Schrei der Opfer unüberhörbar wird. Nehmen wir noch die ästhetische Vernunft dazu, welche Schönheit und Erhabenheit fordert, wird es noch komplizierter.

Von Philosophen kommen hier die unterschiedlichsten Ratschläge, aber alle „Lösungen“ sind unbefriedigend oder scheitern: Sich mit den Tatsachen zu arrangieren kann unsittlich sein. Die Tragik des Daseins zu bedauern lähmt die Kraft zur Intervention. Sich fundamentalistisch auf das Ideale zurückzuziehen und der Welt ihren Lauf zu lassen ist zwar edel, aber zumeist nicht moralisch. Der Kompromiss der kleinen Schritte hilft oft weiter (Karl Popper nennt so etwas *social engineering*), aber ist letztlich unbefriedigend, denn: Die Vernunft fordert Einheit, das ist ihr geheimes Ideal. Mit Kompromissen gibt sie sich letztlich nicht zufrieden. Es kann nicht zwei „Vernünfte“ geben, die sich schiedlich-friedlich auf die Mitte einigen. Das zerreißt nämlich auch die Einheit des Vernunftsubjekts in zwei „Ichs“. Meine Identität wäre angesichts einer gespaltenen Vernunft nicht mehr zu wahren, wenn ich je nach Situation mich einmal als Teil der Natur und ein andermal als Freiheitssubjekt erlebe und einmal realistisch und dann wieder mal sittlich verhalte.

Bertolt Brecht hat die Diskrepanz in seinem Theaterstück *DER GUTE MENSCH VON SEZUAN* eindrucksvoll dargestellt. Die Tabakhändlerin Shen Te, die Hauptfigur des Dramas, treibt in dem Versuch, ein guter Mensch zu sein, ihren Laden fast in den Ruin. Sie muss sich als ihr eigener Vetter verkleiden, der die Obdachlosen dann aus dem Laden wirft und nach ökonomischen Kriterien wirtschaftet – was in die nächste Katastrophe führt, fragen sich doch bald die Leute, wo denn die herzensgute Shen Te geblieben sei. Also verschwindet der vermeintliche Vetter, sie kommt wieder und das Spiel beginnt von vorn. Zum Schluss tritt ein Schauspieler vor die Zuschauer und ruft: „Verehrtes Publikum, los, such dir selbst den Schluss! Es muss ein guter da sein, muss, muss, muss!“ (1997, 295)

Brecht wollte wahrscheinlich dazu auffordern, das Problem endlich grundsätzlich aus der Welt zu schaffen.

Dieser Vorschlag hat viele Freunde gefunden: Sozialisten, Kommunisten, Demokraten, Menschenrechtler, Fundamentalisten und Humanisten aller Couleur – aber leider ist er naiv, denn, wie wir spätestens am Ende des 20. Jahrhunderts wissen, er verstärkt nur das Problem und löst es nicht: Alle Versuche, eine „moralische Weltordnung“ zu schaffen, produzierten Berge von neuen Opfern in Natur und Menschheit. „Wo gehobelt wird, fallen eben Späne“, sagt das Sprichwort. Am Ende machten die Weltverbesserer die Welt nicht zum Himmel, sondern zur Hölle. Der Wille zum umfassenden Guten führt zwangsläufig und nicht nur aufgrund fehlerhafter Entscheidungen zu verheerenden Folgen für Individuum und Gesellschaft. Solche Experimente zu

»Transzendenz öffnet sich dann aber überall, wo eine engagierte Gelassenheit gelebt wird oder Kampf und Kontemplation zusammenfinden.

erneuern verbietet sich von daher (so forderte schon Kant angesichts der Französischen Revolution).

Also muss die Vernunft, so Kant, eben eine Lösung fordern, um nicht unterzugehen. Sie postuliert die Existenz eines Wesens, das beide Weltordnungen vereint, gemeinhin Gott genannt. Kant sagt nicht, dass dieses Wesen wirklich existiert, er fordert nur seine Existenz, damit Vernunft überhaupt möglich ist. „Gäbe es keinen Gott, so müsste man ihn erfinden“, so Voltaire ganz in diesem Sinne. Präziser fasst es der Philosoph Robert Spaemann: In dieser dilemmatischen Situation heißt an Gott glauben, „die Antinomie der beiden Unbedingtheiten [des Gewissens und der Naturgesetze] nicht als das letzte Wort gelten zu lassen. Gott ist, das heißt: Die unbedingte Macht und das schlechthin Gute sind in ihrem Grund und Ursprung eins – [...] ein Exzess der Hoffnung“ (1999, 775).

Dass die Hoffnung berechtigt ist, lässt sich an dem ablesen, was Kant „Geschichtszeichen“ nannte und als denkwürdig, aufschlussreich und hoffnungsvoll kennzeichnete (*signum rememorativum, demonstrativum, prognosticum*). Zuweilen passen zum Beispiel Ökonomie und Ethik zusammen, wenn eine caritative Einrichtung ökonomische Gesetze beachten muss, um effektiv wirksam zu sein, und trotzdem ihr Ideal der Nächstenliebe und Barmherzigkeit leben kann. Aber das sind punktuelle Hoffnungszeichen – nicht mehr. Denn in

vielen Fällen erweist sich der Fall als unlösbar widersprüchlich.

„Verehrtes Publikum, los, such dir selbst den Schluss! Es muss ein guter da sein, muss, muss, muss!“ Hier also öffnet sich in einer prinzipiellen Weise Transzendenz. Alle anderen bisher erwähnten Transzendenzen: Die Hierarchien der Supervisionen, die immer umfassenderen Meta-Ebenen, die horizontverändernden Erfahrungen, die in einem Teilbereich zum Umdenken und zu Paradigmenwechseln auffordern, gipfeln in der für uns unüberwindbaren Kluft zwischen der Welt, wie sie ist, und der Welt, wie sie sein soll. Jede Seite fordert unerbittlich ihr Recht. Genau dieser Bruch ist es, wo sich Transzendenz öffnet – immer und überall, wo Menschen denken und agieren. In den Bruchstellen und Differenzen ist Gott zu finden – das wussten z. B. auch die jüdischen Mystiker, welche die Schechina, die Gegenwart Gottes, auf der Bundeslade an der Stelle ansiedelten, wo sich die Flügel der Kerubim nicht ganz (!) berührten: Dort war Gott zu finden.

Was Religion ist, ist schwer zu definieren. Johann Baptist Metz hat es helllichtig so auf den Punkt gebracht: „Die kürzeste Definition von Religion: Unterbrechung“ (1992, 166). Sie dient nicht der Kontingenzbewältigung (hier irrte Hermann Lübbe [1990, 149f. u.ö.]), sondern der Kontingenzeröffnung (so Michael Schramm [2000, 52-57]). Sie stört, verstört und bietet gleichzeitig Hilfen, mit dieser Verstörung umzugehen, ohne die Lücke zu schließen. „Denkt um, denn das Reich Gottes ist nahe.“ Diese Nähe wird erkennbar in den sich hin und wieder einstellenden horizontverändernden Erfahrungen, die eher über uns kommen, als dass wir sie suchen würden, aber auch in den Hoffnungszeichen, die wir setzen können. Diese helfen uns, nicht nur als Postulat unserer praktischen Vernunft zu fordern, dass es einen guten Schluss geben muss, wenn

das Ganze nicht letztlich widersinnig bleiben soll, sondern seine Realisierung zu *erhoffen*. Nur achten wir darauf, dass wir nicht in die Falle laufen, zu meinen, wir hätten jetzt endlich *die* Lösung oder wären auf dem Weg zu ihr! Das wäre dann wohl der berühmte Kategorienfehler: Wir hielten dann Grenzen wieder für nichts weiter als Schranken, die es zu überwinden gilt.

SCHLUSS: ORTE DER TRANSCENDENZ

Zum Schluss ist noch einmal an Bubers Bonmot zu erinnern, dass wir uns mit einem Mal „wie auf freiem Feld“ vorfinden und „zuweilen nicht einmal vier Pföcke [hätten], ein Zelt aufzuschlagen“. Dieses Gründen in der Grundlosigkeit erfordert einen starken Glauben. Für einen solchen Glauben hält das Lukasevangelium ein treffendes Bild bereit: „Wenn euer Glaube auch nur so groß wäre wie ein Senfkorn, würdet ihr zu dem Maulbeerbaum hier sagen: Heb dich samt deinen Wurzeln aus dem Boden, und verpflanz dich ins Meer!, und er würde euch gehorchen.“ (Lk 17,6) Das unterstreicht das über horizontverändernde Erfahrungen Gesagte: Wenn Grenzen und nicht nur Schranken fallen und sich so Transzendenz öffnet, ist eine Rückkehr zu irgendwie fest gefügten Verhältnissen nicht mehr zu erwarten, die Denk- und Verhaltensmuster geraten in Fluss und bleiben es. Allein die Ausrichtung auf die nicht zu kategorisierende, nicht in Schemata zu pressende *veritas semper maior* garantiert, in den Differenzen nicht unterzugehen oder nur mitzuschwimmen, sondern in ihnen Stand zu gewinnen – so bodenlos-abgründig er auch letztlich bleiben mag.

Um dieses tröstlich-konstruktive Moment zu verstärken, sei noch einmal auf die Hoffnungszeichen hingewiesen, die fast sakramentalen Charakter haben. Sie sind symbolischer Natur, und mit Symbolen meint man ja die Vergegenwärtigung eines Abwesenden. Damit

Wie Arbeit Sinn macht

Das innere Arbeitsleben (Fluss von Emotionen, Wahrnehmungen und Anstößen) hat großen Einfluss auf Kreativität, Produktivität, Engagement und Kollegialität. Dann empfindet man Sinn oder wie es der Dalai-Lama ausdrückt: Arbeit bedeutet, sich um sich selbst zu kümmern.

sind diese Hoffnungszeichen zugleich Aufmerksamkeitszeichen für das, was unsere Gewohnheiten und Spielregeln immer wieder zu unterlaufen sucht, um unsere Horizonte und Welten für das je Größere und unfassbar Bleibende zu öffnen. Gerade kirchliche Organisationen sind also aufgefordert zu fragen, wo solche Aufmerksamkeits- und Hoffnungszeichen bewusst gesetzt werden.

Transzendenz öffnet sich dann aber überall, wo eine engagierte Gelassenheit gelebt wird, oder – wie Roger Schutz sagt – „Kampf und Kontemplation“ (1974) zusammenfinden. Das erinnert an das bekannte Gebet um Gelassenheit, das den Bruch zwischen Natur und Freiheit, zwischen Sein und Sollen kurz und knapp auf den Punkt bringt und ihn zugleich auf Größeres hin öffnet, ist es doch ein Gebet: „Gott gebe mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden“ (Reinhold Niebuhr zugeschrieben).

Orte der Transzendenz sind also nicht nur die Orte, wo Fragen aufbrechen und scheinbare Gewissheiten demontiert werden – das auch –, aber es gibt eben dann auch andere solcher Orte. Ohne jeglichen Anspruch auf Systematik und Vollzähligkeit seien drei angesprochen:

- Orte der Transzendenz sind immer Orte des Erhabenen, aber da auch das Katastrophale erhaben erscheinen kann, wohl besser: Orte des Schönen: „Gott ist schön“, lautet der Titel der Doktorarbeit des Muslims Navid Kermani (1999). Wo ist „Schönheit“ in Ihrer Organisation?
- Orte der Transzendenz finden sich dort, wo in einer Organisation gilt: „Kontrolle ist gut, Vertrauen ist besser.“ Diese Umkehrung der üblichen Sentenz würde engagierte Gelassenheit demonstrieren.
- Orte der Transzendenz finden sich dort, wo Dankbarkeit möglich ist. Üblicherweise werden in Bilanzen und Rückblicken „Erfolge“ gefeiert oder das Gegebene wird oft als selbstverständlich hingenommen. Dankbarkeit dagegen ist weder eine Tugend der Saten noch von Menschen mit „Power“. Sie ist, wie Gilbert K. Chesterton sagt, der „Prüfstein allen Glückseligseins“ (1908, 60), und – so lässt sich hinzufügen – neben den drei göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe wahrscheinlich die religiöse Tugend schlechthin. Hier öffnete sich nämlich wirklich Transzendenz, ist doch Danken – rein sprachanaly-

tisch betrachtet – ein dreistelliges Prädikat: Es benötigt immer *jemanden*, der dankt, *etwas*, wofür er dankt, und – das wird gern vergessen – *jemanden*, dem gedankt wird. ¶¶

LITERATUR

- Anzenbacher, Arno (1981): Einführung in die Philosophie. Wien – Freiburg i. Br. – Basel.
- Brecht, Bertolt (1997): Ausgewählte Werke in sechs Bänden. Jubiläumsausgabe zum 100. Geburtstag. Bd. 2, Frankfurt a. M.
- Boroditsky, Lera: Wie prägt Sprache unser Denken? Der Streit um die Frage ist alt, doch nur selten wurde sie bei den Menschen selbst untersucht – ein Forschungsbericht. Süddeutsche Zeitung Nr. 87 vom 16.4.2010, S. 12.
- Chesterton, Gilbert K. (1908): *Orthodoxy*, New York.
- Kermani, Navid (1999): Gott ist schön. Das ästhetische Erleben des Koran. München.
- Metz, Johann Baptist (1992): Glaube in Geschichte und Gesellschaft. Studien zu einer praktischen Fundamentaltheologie (Welt der Theologie). Mainz.
- Lübbe, Hermann (1990): Religion nach der Aufklärung. Graz u. a.
- Neiman, Susan (2004): Das Böse denken. Eine andere Geschichte der Philosophie. Frankfurt a. M.
- Schaeffler, Richard (1995): Erfahrung als Dialog mit der Wirklichkeit. Eine Untersuchung zur Logik der Erfahrung. Freiburg i. Br./München.
- Schramm, Michael (2000): Das Gottesunternehmen. Die katholische Kirche auf dem Religionsmarkt. Leipzig.
- Schreyögg, Astrid (4.2004): Supervision. Ein Integratives Modell. Lehrbuch zu Theorie und Praxis. Wiesbaden.
- Spaemann, Robert (1999): Das unsterbliche Gerücht Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 53 Nr. 9/10, 772–783.
- Schutz, Frère Roger (1974): Kampf und Kontemplation. Auf der Suche nach Gemeinschaft mit allen. Freiburg i. Br.
- Wittgenstein, Ludwig (1990): Werkausgabe I (Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914–1916. Philosophische Untersuchungen). Frankfurt a. M.